

Generation Z(ukunft): Gemeinsam. Verschieden. Gut.

Ein interaktives E-Book zur *Woche für das Leben* 2024



Woche für
das  Leben
2024

FACHBEITRAG

Kirche kann
Inklusion?!

INTERVIEW

Kinder und Jugendliche
mit Behinderungen

FACHBEITRAG

Die Welt (neu)
erfinden

VIDEO

„Partnerschaftliche
Exerzitien“

Impressum

Herausgeber

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstr. 161
53113 Bonn

in Verbindung mit dem
Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland

Geschäftsstelle/Redaktion

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Bereich Pastoral
Barbara Sönksen

Gestaltung

MediaCompany – Agentur für Kommunikation GmbH

Bildnachweise

© Titelfoto: Adobe Stock/Drobot Dean

© Fotos:

Seite 5: Jens Schulze (links); Tobias Steiger (rechts)

Seite 6: Yakobchuk Olena – Adobe Stock

Seite 8: Inna Reznik – Stocksy

Seite 11: Demetr White – Stocksy (oben);

Fotostudio99, Wolfgang John (unten)

Seite 13: mediaphotos – iStock.com

Seite 14/15: FG Trade – iStock.com (Mitte)

Seite 15: Katholische Hochschule NRW (unten)

Seite 17: Annika von der Lage – Bethel;

privat (unten)

Seite 19: Jacob Lund – Adobe Stock

Seite 20/21: Capuski – iStock.com (Mitte)

Seite 21: Dominikus-Ringreisen-Werk (unten links);

privat (unten rechts)

Seite 22 und Seite 23: Bistum Limburg

Seite 24: Sturti – getty Images (unten)

Seite 24/25: Daisy Daisy – Adobe Stock (oben)

Seite 25: Christoph Beuers (unten rechts)

Seite 26/27 Illustrationen: Lebenshilfe für Menschen
mit geistiger Behinderung Bremen e. V.,

Illustrator: Stefan Albers

Seite 27: Katholische Jugendfürsorge Regensburg,

Wolfram Schmidt (unten rechts)

Seite 28: Deutsche Bischofskonferenz/

Maximilian von Lachner

Seite 29: Marie Köhler

Sämtliche Materialien zum Bestellen und
Downloaden unter:

www.woche-fuer-das-leben.de

Inhalt

Bischöfin Kirsten Fehrs und Bischof Dr. Georg Bätzing	
Gemeinsames Geleitwort zur <i>Woche für das Leben 2024</i>	4
Dr. Kristina Roth	
Kirche kann Inklusion?!	6
Prof. Dr. Sabine Schäper	
Die Welt (neu) erfinden – junge Menschen mit Behinderungserfahrung auf dem Weg ins Erwachsenenalter	12
Pia Kuhlmann	
Zusammen? Geht doch!	16
Interview	
Wolfgang Tyrychter, Vorsitzender des Bundesverbandes Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e. V. (CBP), zum Thema Kinder und Jugendliche mit Behinderungen	18
Jochen Straub	
Partnerschaftliche Exerzitien	22
Dr. Christoph Beuers	
Ein bewusst gewählter Ort	24
Sebastian Müller	
Leichte Sprache – Ein Schlüssel zu Informationen für alle	26
Katholischer Medienpreis 2023	
Aus dem Leben einer jungen Frau mit Trisomie 21	28
Publikationen und Videolink	30

Gemeinsames Geleitwort zur Woche für das Leben 2024

»Ihr aber seid der Leib Christi und
jeder Einzelne ist ein Glied an ihm.«

[1 Kor 12,27]

Vor 30 Jahren hat die erste ökumenische **Woche für das Leben** stattgefunden. Schon damals waren sich die beiden Kirchen darin einig, dass mehr geschehen muss, um eine inklusive Gesellschaft zu erreichen. Unter dem Motto: »unBehindert miteinander leben« wurde das inklusive Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderungen in den Mittelpunkt gestellt.

Heute können wir auf drei Jahrzehnte zurückblicken, in denen wir uns mit der **Woche für das Leben** immer wieder gemeinsam für den Schutz des menschlichen Lebens in all seinen Facetten eingesetzt haben. Die diesjährige **Woche für das Leben** stellt mit dem Titel: »Generation Z(ukunft): Gemeinsam. Verschieden. Gut.« die Lebenswirklichkeiten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Behinderungen in den Fokus und schlägt damit eine Brücke zum Beginn dieser ökumenischen Zusammenarbeit unserer beiden Kirchen.

Erwachsenwerden bedeutet, sich abzunabeln von den Eltern, erste berufliche Weichen zu stellen, vielleicht in eine eigene Wohnung zu ziehen. Umbrüche, die jeden Menschen herausfordern. Für Jugendliche und junge Erwachsene mit Behinderungen kann dieser Lebensabschnitt mit noch viel größeren Hürden verbunden sein – weil der junge Mensch mit Behinderung möglicherweise keinen Ausbildungsplatz findet, eine barrierefreie Wohnung benötigt oder ihm die Selbstbestimmung abgesprochen wird.

In den vergangenen 30 Jahren hat sich im Bereich Inklusion politisch und gesellschaftlich bereits einiges getan. 1994 wurde dem Benachteiligungsverbot im Grundgesetz der Zusatz: »Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden« hinzugefügt. Dieser Nachtrag im Grundgesetz war ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer inklusiven Gesellschaft.

Im Jahr 2001 trat dann das Neunte Buch Sozialgesetzbuch zur »Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen« in Kraft, 2002 folgte das Behindertengleichstellungsgesetz (BGG). Es dauerte jedoch noch weitere sieben Jahre, bis die von den Vereinten Nationen verabschiedete **UN-Behindertenrechtskonvention** in Deutschland ratifiziert wurde und in Kraft getreten ist.

Der Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen betont auf seinem Internetauftritt: »Die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen ist ein Menschenrecht, kein Akt der Fürsorge oder Gnade. [...] Menschen mit Behinderung gehören von Anfang an mitten in die Gesellschaft.« Dies ist auch unser Anspruch. Uns ist aber bewusst, dass dieser Weg weder im politischen noch im gesellschaftlichen oder im kirchlichen Bereich abgeschlossen ist: Der Mensch als Ebenbild Gottes und eine Kirche,

die alle Glieder umfasst, die sich in dem einen Leib Christi vereinen, bilden die Grundlage unseres Glaubens. So ist es unsere Aufgabe, jedem und jeder eine umfassende gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Und wenn die Bedürfnisse, Sorgen und Wünsche junger Menschen mit Behinderungen in unserer Gesellschaft nicht gesehen und berücksichtigt werden, ist es an uns, diese sichtbar zu machen und mit all unserer Kraft für weniger Barrieren zu sorgen: Denn »Ihr aber seid der Leib Christi und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm.« (1 Kor 12,27)

Mit den unterschiedlichen Fachbeiträgen, Videos und weiterführenden Informationen der diesjährigen interaktiven Broschüre möchten wir das Bewusstsein für die Lebenswirklichkeiten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Behinderungen stärken – denn Inklusion gelingt nur gemeinsam.

Kirsten Fehrs

+ Geo. Bätzing



Bischöfin Kirsten Fehrs
Vorsitzende des Rates
der Evangelischen Kirche in Deutschland



Bischof Dr. Georg Bätzing
Vorsitzender der
Deutschen Bischofskonferenz



Dr. Kristina Roth

Kirche kann Inklusion?!

»Können Sie mir noch ein gutes Buch zur Inklusionspädagogik empfehlen«, so die Frage einer Lehrkraft nach einer Fortbildung zu diesem Thema. Ich überlege einen Moment und gehe in Gedanken einige Veröffentlichungen durch und mir fallen einige namhafte Inklusionspädagog/-innen ein.

Und doch bleibe ich dann an einer Person hängen, deren Ansätze schon sehr alt sind. Sie hat keine einzige Zeile veröffentlicht, nie Sonderpädagogik studiert – und doch lässt ihr Handeln eindeutige Schlüsse darauf zu, dass sie Inklusion gelebt hat. Mehr zu diesem Fachmann am Ende dieses Beitrags.

Lange Zeit hat Inklusion sich vor allem mit Fragen der baulichen Barrierefreiheit befasst, um Menschen einen Zugang und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. Dass sich hier schon so manches, wenngleich auch immer noch zu wenig, getan hat, zeigen Baumaßnahmen z. B. in Kirchen und Pfarrzentren, wo Rampen, Blindenleitsysteme oder Induktionsschleifen nach und nach selbstverständlich wurden.

Und doch begegnen mir in meiner haupt- und ehrenamtlichen Tätigkeit noch immer Situationen und Haltungen, die ich gerne als »blinde Flecken« – auch in unserer Kirche – im Umgang mit dem Thema »Inklusion« bezeichnen möchte.

Inklusion wird im engen Sinne auf die Frage der Teilhabe von Menschen aller Altersstufen mit Beeinträchtigung und Handicap reduziert. Im Bistum Augsburg wählte die Stabsstelle Schulische Inklusion der Abteilung Schule und Religionsunterricht

bewusst bei ihrer Einrichtung im Jahr 2013 einen deutlich weiteren Inklusionsbegriff. Zielgruppe der Angebote sind Lehrkräfte und pädagogisches Personal, die sich mit Inklusionsfragen beschäftigen, im Blick auf Kinder und Jugendliche mit *Beeinträchtigung und Handicap, in prekären Lebenslagen, und solche, die von sozialer Benachteiligung bedroht sind; mit Flucht- und Migrationsbiografie.*

Dieser Inklusionsbegriff umfasst also mehr als sichtbare, dauerhafte oder alleine mit einer Diagnose verbundene Beeinträchtigungen. Wenn wir unseren Blick gerade nach Corona auf die Zielgruppe Jugendlicher richten, stellen wir fest, dass diese oftmals genau von den oben genannten Themenfeldern betroffen und durch sie belastet sind und dadurch nicht selten auf vielfältige Weise Exklusion erleben.

Was bedeutet das konkret?

Noch immer fehlt die Aufmerksamkeit für junge Menschen mit chronischen Erkrankungen – die im schulischen Kontext, in Studium und Ausbildung, in der Freizeit oder bei der Gestaltung von Freundschaften, z. B. durch ihre Schmerzerkrankung oder infolge von Long Covid, immer wieder Zeiten erleben, in denen sie weniger leisten können als Gleichaltrige, in denen der Körper ein verlangsamt

tes Tempo vorgibt oder sie an einem »normalen Alltag« nicht Anteil nehmen können.

Im Rahmen des sehr weiten Inklusionsbegriffs sollten aber auch junge Menschen wahrgenommen werden, die durch finanzielle Belastungen keinen Zugang zu Nachhilfe, Lernförderung, kulturellen Angeboten oder Unterstützung beim Aufbau einer gelungenen Bildungsbiografie haben, obwohl sie eventuell gar keine Diagnose für eine Lernbeein-

trächtigung haben, sondern nur fehlende Unterstützung oder Zugänge zu außerschulischen Bildungsangeboten.

Immer größer wird zudem die Gruppe junger Menschen, die sich in psychischen Ausnahmesituationen erleben und ihre Stabilität verloren haben. Die mit Depressionen, Essstörungen, Ängsten oder Phobien konfrontiert sind und denen dadurch die Kraft für eine altersgemäße Gestaltung ihres Le-



bens fehlt. Die Folgen sind oftmals Vereinsamung, Isolation, Leistungsabbau, Probleme in der Schule, am Arbeitsplatz oder im Studium.

Aber auch junge Menschen, die durch alle Netze schulischer Bildung »durchgerutscht« sind und an Analphabetismus leiden und dadurch kaum eine berufliche Ausbildung bewältigen können, weil es ihnen nicht oder nur schwer gelingt, Informationen von Schildern, Schreiben von Behörden, Texte in Unterrichtsmaterialien oder Hinweise von einer Homepage selbstständig lesen zu können.

Zudem werden bei einem weiten Inklusionsbegriff Menschen in den Blick genommen, die durch Krieg, Klimawandel oder individuelle Bedrohungslagen ihre Heimat verlassen haben, um bei uns Schutz zu suchen. Meist leiden sie massiv unter diesen Erlebnissen, sind nicht selten traumatisiert und ihnen fehlt die innere Stabilität zur Alltagsgestaltung, zum Lernen und Arbeiten, zum Aufbau sozialer Kontakte und letztlich zur Integration in einem neuen Land.

Allzu lange hat Kirche sich im Bereich des Umgangs mit Fragen der Inklusion – und früher Integration – vor allem auf die Profis der »organisierten« Caritas, auf Fachkräfte und Fachverbände verlassen. Anfragen und Bedürfnisse wurden wahrgenommen, aber nicht selten »wegorganisiert«. So gab und gibt es eine Vielzahl von Angeboten für Menschen aller Altersstufen in den Bereichen Bildung, Betreuung, Begleitung oder Freizeit.

Aber an vielen Orten war und ist es teilweise bis heute so, dass kaum Kontakte zu Wohngruppen oder Schulen für Menschen mit Beeinträchtigungen innerhalb einer Pfarrgemeinde bestehen. Beratungsstellen liegen – auch mit der Begründung einer höheren Anonymität – nicht im Blickfeld der Pfarrei und bestimmte Personengruppen werden zwar durch Angebote, wie etwa die Tafel, unter-

stützt, aber diese Menschen spielen in unserem alltäglichen Leben kaum eine Rolle. Viel zu fremd sind uns die Lebenswelten von Asylsuchenden oder Menschen mit geistiger Beeinträchtigung, von psychisch Erkrankten, von armutsbetroffenen Familien oder einem sozial-emotional belasteten Kind. Diese Erfahrung, nicht gesehen zu werden, keinen Zugang zu haben, isoliert zu sein, machen Menschen unabhängig von ihrem Alter. Aber gerade junge Menschen erleben diesen Ausschluss und die fehlende Teilhabe oft als sehr belastend, da sie mit zunehmendem Alter nach Selbstständigkeit streben und sich für eine gute Entwicklung auch außerhalb ihrer Familie Kontakte aufbauen sollten, um Autonomie entwickeln und erleben zu können.

In den allermeisten Fällen ist diese fehlende Aufmerksamkeit keine bewusste Entscheidung gegen diese Personengruppen. Vielmehr fehlt an vielen pfarrlichen und kirchlichen Orten oder in den vorhandenen Strukturen und Angeboten bei den Verantwortlichen (noch) das Bewusstsein dafür und vor allem fehlt es an Kontakt- und Berührungspunkten.

Inklusion ist herausfordernd, weil ich aus meiner vertrauten und sicheren Wahrnehmung herausgeführt werde. Mir begegnen Dinge, die mir fremd sind: in der Sprache, im Fühlen, im Denken, in der Art und Weise der Kommunikation, im Verhalten. Das macht es bisweilen anstrengend, aber auch spannend!

Aus diesem Grund brauchen wir in allen Bereichen des Zusammenlebens, damit also auch in der Pfarrgemeinde, im Bildungssektor, in der Jugendpastoral, der Öffentlichkeitsarbeit etc., diesen sehr weiten Inklusionsbegriff, um gerade junge Menschen nicht zu verlieren.



Erst ein solch weiter Inklusionsbegriff kann (auch innerkirchlich) sensibilisieren für Barrieren, die (scheinbar) unsichtbar, jedoch vorhanden sind, wie etwa:

- die Anmeldung zum Zeltlager, bei der der Eigenbeitrag und der Hinweis »outdoor geeignete Kleidung« mitzugeben den finanziellen Rahmen einer Familie sprengt, zur Absage führt und somit Kinder und Jugendliche von der Erfahrung einer tragenden Gemeinschaft ausschließt;
- die Homepage einer kirchlichen Stelle, deren Komplexität und sprachliche Fülle weit weg ist von Leichter Sprache, Verständlichkeit und Lesbarkeit;
- die Predigt, die aufgrund der schlechten Lautsprecheranlage in Verbindung mit Schachtelsätzen zur akustischen und inhaltlichen Herausforderung für Menschen mit Hörbeeinträchtigung, ältere Menschen oder Menschen mit Migrationshintergrund wird;
- der dreiseitige Elternbrief zur Erstkommunion, der eine Mutter, die Analphabetin ist, überfordert und die aus Scham darüber ihr Kind wieder abmeldet;
- die spürbare Ablehnung gegenüber dem jungen psychisch kranken Mann, der nach dem Gottesdienst Kontakt sucht und doch mit den immer gleichen Themen und fehlendem Gespür für Nähe und Distanz Gemeindemitglieder »nervt« und »abstößt«;
- der Jugendliche mit ADHS, der die Ministranten-Gruppe »stört« und »am besten nicht mehr kommen sollte«;
- die Jugendliche mit Depression, die doch »immer so zuverlässig war« und jetzt »nichts mehr auf die Reihe bekommt« und deshalb von den anderen in ihrer Jugendgruppe zunehmend links liegen gelassen wird.

Inklusion hat mit der Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention deutlich mehr Gewicht bekommen, auch in der Kirche. Und doch ist Inklusion »bei Kirchens« eigentlich nichts Neues.

Wenn Kirche gerade für junge Menschen mit besonderen Bedürfnissen ein Ort sein will, an dem ihnen Aufmerksamkeit und Beachtung geschenkt werden, dann bedarf es neben räumlicher, finan-

zieller, optischer, sprachlicher und akustischer Barrierefreiheit vor allem einer Haltung der Offenheit und der Bereitschaft, diesen jungen Menschen achtsam zu begegnen.

Nicht die Orientierung an den Maßstäben wie Leistung, Normalität, Stabilität und Erfolg dürfen dabei leitend sein, sondern die jesuanische Frage der Begegnung mit dem blinden Bartimäus: »Was willst du, dass ich dir tue?«

Was brauchst du von mir, damit du gut hier sein kannst, damit du dich als Teil unserer Gemeinschaft erleben kannst, damit du dich einbringen und teilhaben kannst, damit es dir gut geht?

Die Antworten darauf sind so vielfältig wie die Menschen und deshalb gibt es mehr Fragen als Antworten darauf – vor allem aber braucht es die Haltung, nicht im Vorfeld zu wissen, was dem/der Anderen gut tut und was er oder sie braucht, sondern die Offenheit und fragende Haltung, auch in der Bereitschaft, dass wir nicht alles geben können, was gewünscht ist, oder dass mein Gegenüber gar nichts sagen kann oder will, was er/sie gerade braucht.

Inklusion lebt von der Bereitschaft, einander Zeit zu geben, um sich kennenzulernen, einander zuzuhören, um sich zu verstehen, miteinander zu reden, oftmals aber auch zu schweigen, weil es gar nicht

immer um Lösungen, Antworten und Ideen geht, sondern vielmehr um ein Dasein, Dableiben und Mitgehen.

Der eingangs erwähnte ‚Inklusionspädagoge‘ ist Jesus von Nazaret, denn seine Haltung, zu Menschen hinzugehen, zu hören, was sie brauchen, Bedürfnisse ernst zu nehmen, ohne Menschen zu bevormunden, die Bereitschaft, auf Augenhöhe zu kommunizieren, setzt Maßstäbe für gelingende Inklusion.

Die blinden Flecken machen uns deutlich, dass es sich lohnt, auch heute seiner Expertise und seinen Spuren zu folgen, damit Inklusion – auch in der Kirche – gelingen kann!



Dr. Kristina Roth, Ltd. OStDin i. K., Kommissarische Leitung der Abtl. Schule und Religionsunterricht, Leiterin der Stabsstelle Schulische Inklusion, Bistum Augsburg.
Artikel in gekürzter Version erstmals erschienen in der Zeitschrift Gemeindecreeativ Heft September-Oktober 2023



Prof. Dr. Sabine Schäper

Die Welt (neu) erfinden – junge Menschen mit Behinderungs- erfahrung auf dem Weg ins Erwachsenenalter

Der Übergang ins Erwachsenenalter – eine Phase voller Träume und Chancen ...

Die Lebensphase an der Schwelle zum Erwachsenenalter ist eine Phase der Suche: Wo ist mein Platz in dieser Welt – zumal in einer Welt, die zunehmend von Krisen geschüttelt ist? Welche Perspektiven stehen mir offen? Und nicht zuletzt: Was kann mein Beitrag zur Zukunft (in) dieser Gesellschaft sein?

Sie ist eine Phase der intensivierten Subjektwerdung, in der die eigene Identität besonders fluide und flexibel ist. Sie ist daher in besonderem Maße offen sowohl für Angebote der Sinnsuche, der Orientierung und Bildung als auch für Wege in die Radikalisierung, in der Identifizierungsangebote eindeutige Antworten auf die Krisen versprechen.

Subjektwerdung als emanzipatorische »Identitätsarbeit« (Heiner Keupp) hin zu einer selbstbestimmten Lebensgestaltung, die die Übernahme von Verantwortung für das Gemeinwesen einschließt, ist vor allem: Arbeit. Sie ist mit Anstrengung, zuweilen mit Umwegen verbunden, benötigt Widerstandsressourcen gegen Fremdzuschreibungen und kollektive Differenzsetzungen (gegen das Bild der »Behinderten« hier und der »Nicht-Behinderten« dort) und eine gewisse Resistenz gegen Erfahrungen des Scheiterns, die auf dem wechselvollen Weg ins Erwachsenenleben jede und jeder durchlebt. Junge Menschen mit Behinderungserfahrung sollten diese Phase mit ihren Höhen und Tiefen in gleicher Weise durchleben können, die eigenen Möglichkeiten entdecken, die Welt neu erfinden, die Zukunft mitgestalten, sich in verschiedenen Engagementformen ausprobieren können. Denn »junge Menschen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen sind in erster Linie Jugendliche und junge Erwachsene«¹.

¹ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ): 15. Kinder- und Jugendbericht (Berlin 2017), 440.

... und eine Phase (drohender) erneuter Exklusionserfahrungen

Diese riskante Lebensphase können junge Menschen mit Behinderungserfahrung in besonderem Maße als herausfordernd erleben. Der Weg ins Erwachsenenleben ist für viele von ihnen von erneuten oder sich verschärfenden Exklusionserfahrungen geprägt. In die Hoffnung auf ein Leben in Unabhängigkeit mischt sich die Frage nach konkreten Perspektiven: Wird es gelingen, anstelle vorgezeichneter, durch andere bestimmte Lebensverläufe einen Ort für die Teilhabe am Arbeitsleben zu finden, der den individuellen Zielen, Neigungen und Talenten entspricht?

Bleiben die Peer-Beziehungen der Schulzeit nach Übergang in das Berufsleben erhalten? Gelingt es, ein neues Netzwerk sozialer Beziehungen aufzubauen? Oder werden sich Erfahrungen von Fremdbestimmung und Ausgrenzung wiederholen? Werde ich mich von der Sorge meiner Eltern ein Stück weit unabhängig machen können? Wer unterstützt mich dabei? Werde ich eine Partnerin, einen Partner finden, vielleicht eine Familie gründen können? Diese und ähnliche Fragen bewegen junge Menschen – junge Menschen mit Behinderungserfahrung erleben dabei in unserer Gesellschaft und in der Kirche weiterhin zahlreiche Barrieren. Auch im Übergang zum Erwachsenenalter stehen sie in der Gefahr, auf einen »sonderpädagogischen



Förderbedarf«, eine medizinische Diagnose, eine »Verhaltensauffälligkeit« oder einen sozialrechtlich relevanten Unterstützungsbedarf reduziert zu werden.

Und die Kirche(n)? Die Geschichte der Kirche(n) mit Menschen mit Behinderungserfahrung ist ausgesprochen ambivalent: Sie ist geprägt von der Geschichte der Fürsorge für Menschen, die ausgeschlossen oder für minderwertig erklärt wurden und ansonsten kaum eine Chance gehabt hätten, zuweilen auch keine Überlebenschance. Zum anderen sind kirchliche Einrichtungen selbst Orte der Exklusionserfahrung – teils auch stark institutionalisierte Lebenswelten mit wenig individuellen Gestaltungsmöglichkeiten, die der UN-Fachausschuss über die Rechte von Menschen mit Behinderungen im Blick auf die Realität in Deutschland deutlich kritisiert.² Und bis heute tun sich auch kirchliche Gemeinden schwer, Menschen mit Behinderungserfahrung selbstverständlich als Mitglieder der Gemeinde wahrzunehmen. Bei allem Fortschritt der letzten 50 Jahre ist das Nebeneinander von Gemeinde hier und »Caritas« dort weiterhin stark zementiert. Die Grundidee einer »inklusive Pastoral«, die die Deutsche Bischofskonferenz mit der Arbeitshilfe »Leben und Glauben gemeinsam gestalten« (2019)³ formuliert hat, gilt es deutlicher in den Köpfen zu verankern und in Konzepten zu konkretisieren. Was bedeutet diese Grundidee im Blick auf junge Menschen mit Behinderungserfahrung?

Da-Sein, Vermitteln, Beteiligen – zentrale Anforderungen an eine inklusive Pastoral für junge Menschen mit Behinderungserfahrung

Das schlichte **Da-Sein** für junge Menschen bedeutet, ihnen in den wechselvollen Erfahrungen der Identitätsarbeit verlässlich zur Seite zu stehen, sich als Sozialisationsinstanz jenseits von Familie anzubieten und Erfahrungen von Solidarität und Zugehörigkeit zu stiften. Die Erfahrung des »belonging«, des Dazugehörens ohne Unterschied, wie sie die Präambel der UN-Behindertenrechtskonvention als Grundrecht reklamiert, unterstützt die Subjektwerdung durch Erfahrungen unbedingter Anerkennung. Die Erfahrung von Resonanz ist zugleich eine wichtige Gegen-erfahrung zu den isolierenden Bedingungen, die mit einer Behinderung einhergehen, und den Trends einer Gesellschaft von »wirlosen Ichen«⁴ die sich permanent auf die Bühne der Selbstoptimierung stellen (müssen). Der Zwang zur Selbst-Darstellung steht der Erfahrung von echter Resonanz entgegen, erzeugt allenfalls Formen der Schein-Resonanz, die die Suche nach der Identität nicht nähren, sondern perpetuieren. Die Idee des Da-Seins im Sinne des aus den Niederlanden stammenden Konzeptes der »Präsenzpastoral« (»present care«)⁵ bedeutet dagegen eine absichtslose Präsenz in der Lebenswelt der Menschen, die zugleich Sorge (»Care«) im Sinne einer Aufmerksamkeit für die Belange der/des Anderen und Eintreten für ihre Rechte ist. Da-Sein bedeutet Anerkennung und kann ein wichtiges Korrektiv gegen Missachtungserfahrung sein: Missachtungserfahrung kann sich verflüssigen und dadurch der »Bearbeitung« (wieder) zugänglich werden – und damit wiederum einen wichtigen Beitrag zur Identitätsarbeit leisten. Eine inklusive Pastoral behauptet Anerkennung nicht



² UN-Committee on the Rights of Persons with Disabilities: Concluding observations on the combined second and third periodic reports of Germany (Genf 2023).

³ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Leben und Glauben gemeinsam gestalten. Kirchliche Pastoral im Zusammenwirken von Menschen mit und ohne Behinderungen. Arbeitshilfen Nr. 308 (Bonn 2019).

⁴ Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen (Frankfurt a. M. 1987), 273.

⁵ Bernd Hillebrand: Kontakt und Präsenz. Pastorale Nähe in der Spannung von verantworteter Sorge und freieibendem Dasein. In: Zeitschrift für Pastoraltheologie 43 (2023): 1, 57–70, hier: 58.

⁶ Hartmut Heidenreich: Personales Angebot als Kernkonzept praktisch-theologischen Handelns (Münster 2004).



nur, sondern macht sie als Respekt auch erfahrbar und spürbar in einer Pastoral als »personalem Angebot«⁶.

Der Begriff des **Vermittelns** verweist auf die mit der Identitätsarbeit notwendig einhergehenden Bildungsprozesse als »Transformation von Selbst-Welt-Verhältnissen im Vollzug der eigenen Lebensgeschichte«⁷. Dazu gehört es, sowohl die Welt im Lichte des Glaubens zu »erklären«, als auch den Glauben im Lichte der Welterfahrung zu vermitteln. Im gemeinsamen Nachdenken, Feiern und Handeln wird Sinn gestiftet und die Erfahrung von Teilhabe als »gemeinsame Sinngenes«⁸ ermöglicht. Die vielfältigen Orte der Jugendpastoral haben dabei jedoch immer zugleich das Potenzial »als beziehungsorientierte, emanzipatorische Gegenorte«⁹ gegen die individualisierende und verdinglichende Gesellschaft erlebt zu werden als auch als »diskreditierte Orte«¹⁰, an denen Macht durch haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende missbraucht, psychische und physische Gewalt erfahren und Identität beschädigt oder gar zerstört werden kann. Hier braucht es im Blick auf Jugendliche mit Beeinträchtigungen spezifisches Wissen um Risikofaktoren und adäquate Schutzkonzepte. Orte der Jugendpastoral können dann offene soziale Räume sein, in denen junge Menschen mit und ohne Beeinträchtigung, Menschen unterschiedlicher Herkunft und Orientierung

sich bewegen und mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen ansprechbar sind, Beziehungen sich situativ ereignen und gemeinsamer Sinn generiert wird.

Gegen die Erfahrung einer durch andere fremdbestimmten Identität und Biografie gilt es, echte **Beteiligung** als Einübung in die Verantwortungsübernahme in der Gesellschaft und als Beitrag zur Demokratisierung zu kultivieren. Partizipation ermöglicht Selbstwirksamkeitserfahrungen und das Vertrauen sowohl in die eigenen Fähigkeiten als auch in eine offene Zukunft. Inklusion ist nicht ein vorgezeichneter Weg in ein bestimmtes Setting des Wohnens und Arbeitens, sondern die Ermöglichung eines ergebnisoffenen Aushandlungsprozesses, der jungen Menschen die Hoheit über ihre Lebensgeschichte zugesteht. So können im positiven Sinne eigenwillige und eigensinnige biografische Entwürfe entstehen und die Grundlage für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung bilden. Um junge Menschen mit Beeinträchtigung darin zu unterstützen, eigene (Lebens-) Entscheidungen zu fällen, können Erfahrungsräume in der Jugendarbeit, im Gemeindeleben und in der Schule wichtige Lernräume sein. In der Jugendpastoral, in der Schule, in sozialen Diensten und Einrichtungen kann Identitätsarbeit im »Wechselspiel von in der Vergangenheit strukturiertem und in die Zukunft entworfenem Handeln« stattfinden, »das sich in der Bewältigung gegenwärtiger Handlungssituationen konstituiert«¹¹.

Junge Menschen sind die Zukunft der Gesellschaft. Sie zu stärken ist ein Beitrag für eine offene, hoffnungsvolle Zukunft, in der gemeinsam am Subjekt-sein-Können aller gearbeitet wird.

7 Andreas Walther & Barbara Stauber: Bildung und Übergänge. In: R. Tippelt & B. Schmidt-Hertha (Hg.): Handbuch Bildungsforschung (Wiesbaden 2016), 2.

8 Markus Dederich & Cornelia Dietrich: Das Subjekt der Teilhabe – ein Orientierungsversuch. In: Teilhabe (2022): 2, 54–61.

9 Christoph Hutter: Gruppe als pastoraler Handlungs-ort. In: Zeitschrift für Pastoraltheologie 43 (2023): 1, 97–109, hier: 107.

10 Hutter, ebd.

11 Andreas Walther & Barbara Stauber: Bildung und Übergänge. In: R. Tippelt & B. Schmidt-Hertha (Hg.): Handbuch Bildungsforschung (Wiesbaden 2016), 13.



Sabine Schäper, Professorin für das Lehrgebiet »Heilpädagogische Methodik und Intervention« im Studiengang Heilpädagogik an der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Münster



Pia Kuhlmann

Zusammen? Geht doch!

Praxis Inklusion in der evangelischen Kinder- und Jugendarbeit

»Zusammen? Geht doch!« ist ein neues fünfjähriges Modellprojekt der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e. V. (aej) zur Inklusion von jungen Menschen mit Behinderungen. Durch enge Kooperationen der evangelischen Kinder- und Jugendarbeit mit Trägern der Behindertenhilfe will die aej inklusive Arbeit stärken und neue Impulse erhalten. Finanziert wird das Projekt durch die Aktion Mensch Stiftung. Projektpartner und Projektpartnerinnen sind vier evangelische Träger in Chemnitz (SA), Essen (NRW), Wesel (NRW) und Wilhelmsdorf (BW) und die Träger der Behindertenhilfe vor Ort, darunter die Diakonie, die Zieglerischen e. V., die Stadtmission und die Lebenshilfe e. V. Die Standorte repräsentieren ein vielfältiges Bild der Kinder- und Jugendarbeit. Sie liegen im ländlichen Raum und bieten Gruppentreffen und Freizeiten an oder es sind offene Jugendtreffs in einer Großstadt. Sie alle arbeiten nun mit Trägern der Behindertenhilfe vor Ort zusammen.

Gemeinsam entwickeln sie in den fünf Jahren Projektlaufzeit Freizeit- und Engagementangebote, die von Menschen mit und ohne Behinderung besucht werden können. Um nachhaltige inklusive Arbeit zu ermöglichen, werden zudem Mitarbeitende mit und ohne Behinderung in gemeinsamen Ausbildungen zu Jugendleitern und Jugendleiterinnen (Juleica) und in Ausbildungen zu Assistenzkräften geschult.

Inklusion ist als Menschenrecht in der UN-Behindertenrechtskonvention verbriefte. Jeder Mensch hat das Recht, das eigene Anderssein zu leben, als Individuum akzeptiert zu werden und umfassende Teilhabe an der Gesellschaft zu erhalten. Mit der aktuellen Reform des Kinder- und Jugendhilferechts ist die Kinder- und Jugendarbeit zudem aufgerufen »die Zugänglichkeit und Nutzbarkeit der Angebote für junge Menschen mit Behinderungen sicherzustellen«.

Aktuelle Informationen
zum Projekt unter:

www.aej.de/zusammen-geht-doch

Zusammen?
Geht
doch!



Das Wir!
leben!

Grafik der Aktion
»Zusammen? Geht doch!«

Diesen Auftrag nehmen die aej, die Evangelische Jugend und die Behindertenhilfe an und suchen zusammen nach mehr inklusiven Gestaltungsprinzipien. Gottes Schöpfung ist bunt und vielfältig und seine Liebe schließt alle Menschen ein. Evangelische Kinder- und Jugendarbeit ist offen für alle jungen Menschen. »Diesen grundlegenden Selbstanspruch gilt es immer wieder einzulösen und die Herausforderungen anzunehmen«, bekräftigt aej-Generalsekretär Michael Peters deshalb auch zum Projektstart. »Die Förderung der Aktion Mensch Stiftung ermöglicht in diesem Projekt neue Wege und Erfahrungen im Zusammenwirken mit der Be-

hindertenhilfe. Wir setzen darauf, dass die öffentlichen Fördergeldgeber diesen inklusiven Weg in Zukunft absichern«, so Peters weiter.

Projektleiterin Pia Kuhlmann ist gespannt auf die neuen Möglichkeiten und Erkenntnisse, die das Projekt »Zusammen? Geht doch!« eröffnet: »Wir werden bereits jetzt Bausteine einer inklusiven Jugendarbeit entwickeln. Damit erhält die Kinder- und Jugendarbeit vor Ort zeitnah Methoden, Schulungsbausteine und Erfahrungswerte. So werden wir die Jugendarbeit sichtbar verändern.«

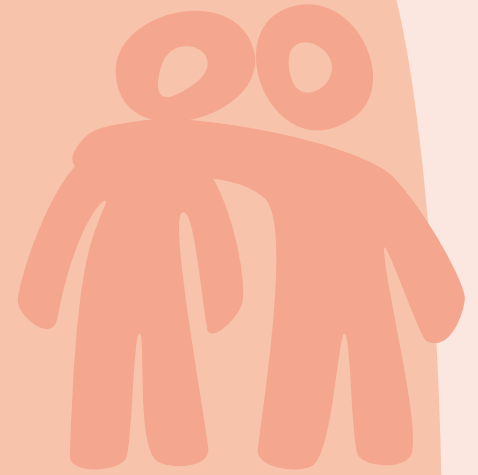


Pia Kuhlmann, Projektleiterin für Zusammen? Geht doch!
der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in
Deutschland e. V. (aej)



Interview

Wolfgang Tyrychter, Vorsitzender des Bundesverbandes Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e. V. (CBP), zum Thema Kinder und Jugendliche mit Behinderungen



Kinder und Jugendliche mit Behinderungen haben oftmals speziellen Unterstützungsbedarf und besondere Bedürfnisse, zudem müssen sie sich – wie alle anderen Menschen auch – in einer zunehmend komplexer werdenden Welt voller Herausforderungen zurechtfinden. Was bedeutet es, als junger Mensch mit Behinderungen inmitten von Unsicherheiten und Krisen zwischen Angst und Perspektive auf der Suche nach Orientierung zu sein?

Zunächst ist festzustellen, dass Kinder und Jugendliche mit Behinderungen so verschieden und individuell sind wie Kinder und Jugendliche ohne Behinderungen; auch haben sie meist die gleichen Themen, ähnliche Interessen und Probleme. Von daher unterscheiden sich auch die Herausforderungen bezüglich der Krisen und Unsicherheiten in unserer Gesellschaft bzw. der Welt nicht so sehr. Je nach Behinderung kommen aber Herausforderungen dazu, die manches natürlich schwieriger

machen, ob es der Anschluss an einen Freundeskreis ist, das Ausüben von Hobbys oder die erste Liebe. Auch kann es natürlich zum Beispiel bei kognitiven Einschränkungen oder Lernschwierigkeiten herausfordernder sein, Zusammenhänge zu verstehen oder Dinge einzuordnen. Unterm Strich denke ich jedoch, dass die Herausforderungen für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen denen von Kindern und Jugendlichen ohne Behinderungen recht ähnlich sind, wenn auch erschwert durch die Herausforderungen, die die jeweilige Behinderung mit sich bringt.

Nicht nur das Unterstützungssystem für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen ist verbesserungsfähig, auch die Gesellschaft setzt sich kaum für eine gleichwertige Teilhabe ein. Wie gestaltet sich für Jugendliche mit Behinderungen der Übergang von der Kindheit und Jugend hin zum Erwachsensein in unserer Gesellschaft? Und was bräuchte es, damit dieser gelingt?



Auch hier sind die Themen bzw. Bedürfnisse zunächst denen der Jugendlichen ohne Behinderungen sehr ähnlich: Es geht um den Übergang von der Schule in eine berufliche Tätigkeit, um Ausbildung und um den Auszug aus dem Elternhaus in eine eigene Wohnung. Häufig ist das alles für Jugendliche bzw. junge Erwachsene mit Behinderungen nicht ohne Unterstützung möglich. Beim Thema »Wohnen« ist das größte Problem der nicht vorhandene, finanzierbare und barrierefreie Wohnraum; allein dieser Mangel verhindert oft die Verselbstständigung junger Menschen mit Behinderungen.

Bei den Themen »Ausbildung und Beruf« ist das Hauptproblem die fehlende Bereitschaft vieler Unternehmen bzw. Ausbildungsbetriebe, jungen Menschen mit Behinderungen einen Ausbildungs- oder auch nur einen Praktikumsplatz anzubieten. Die Arbeitswelt ist sehr oft und sehr kompromisslos auf Leistung ausgerichtet, die Menschen mit Behinderungen – zunächst – nur mit Unterstützung bzw. ausreichender Vorbereitung erbringen können. Hier bräuchte es definitiv mehr Offenheit in der Arbeitswelt und mehr passgenaue Unterstützungsformen, die von den Integrationsämtern, den Arbeitsagenturen und den Trägern der Eingliederungshilfe auch refinanziert werden.

Die inklusive Kinder- und Jugendhilfe soll in absehbarer Zeit endlich Gestalt annehmen, das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frau-

en und Jugend (BMFSFJ) hat eine entsprechende Arbeitsgruppe „Inklusives SGB VIII“ eingerichtet, in der auch der CBP vertreten ist. Welche Aspekte sollten dabei aus Sicht der Behindertenhilfe besonders beachtet werden?

Wichtig ist uns vor allem, dass rechtlich und fachlich nichts verloren geht, was im Kontext des Bundesteilhabegesetzes in den letzten ca. zehn Jahren errungen wurde: keine der im SGB IX vorgesehenen Leistungen, nicht die Bedarfsermittlung auf fachlicher Grundlage der International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF) und auch nicht der Sicherstellungsauftrag der Kostenträger.

Zudem müssten, wenn tatsächlich – wie es das Ministerium in seiner Zielbeschreibung formuliert – inklusive Konzepte umgesetzt werden sollen, auch zusätzliche finanzielle Mittel bereitgestellt werden. Inklusion von Menschen mit Behinderungen kostet nicht immer mehr Geld, aber doch oft und vor allem in der Aufbauphase inklusiver Konzepte. In Inklusion muss zunächst investiert werden; die



Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes hat uns als Akteuren in der Behindertenhilfe deutlich gezeigt, was es bedeutet, fachlich hochwertige Zielsetzungen – wie zum Beispiel die selbstbestimmte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen – ohne zusätzliche finanzielle Mittel umzusetzen.

Auch müssen wir sehr darauf achten, dass die nur begrenzt vorhandenen finanziellen Mittel nicht von der mit der SGB VIII-Reform verbundenen Verwaltungsreform (Zuständigkeitsverlagerung zu den Jugendämtern) in den Ländern verbraucht wird.

Sie leiten selbst das Vorstandsressort Teilhabe und Assistenz in einer Einrichtung, dem Dominikus-Ringeisen-Werk in Ursberg, in der viele Kinder und Jugendliche mit Behinderungen betreut und unterstützt werden. Was fällt Ihnen in der täglichen Arbeit auf? Welche Bedürfnisse und Wünsche haben die Kinder und Jugendlichen, was unterscheidet sie von Kindern und Jugendlichen ohne Behinderungen – oder vielleicht auch nicht?

Wie schon eingangs erwähnt, unterscheiden sich die Wünsche und Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen nicht so sehr von denen ohne Behinderung. Mir fällt immer wieder auf, wie ähnlich sich diese sind: Es geht um Smartphones und Spielekonsolen, die erste Freundin/den ersten Freund, Stress mit den Eltern oder um Ausflüge/Urlaub und Freizeitgestaltung. Natürlich brauchen Kinder und Jugendliche mit Behinderungen je nach Behinderungsart und -grad bei den oben genannten Dingen individuelle Unterstützung, aber ihre Wünsche und Bedürfnisse unterscheiden sich eigentlich nicht.

Auch auf Bundesebene sind Sie seit vielen Jahren aktiv und haben, bevor Sie Vorsitzender des CBP wurden, im Verband viele Jahre den Fachausschuss Kinder und Jugendliche geleitet. Worauf sollte in der verbandlichen Arbeit, worauf muss in der Sozialpolitik im Hinblick auf Kinder und Jugendliche mit Behinderungen stärker geachtet werden?

Das Wichtigste ist, dass Kinder und Jugendliche mit Behinderungen nicht übersehen werden; sie sind eine sehr kleine Gruppe unter den Menschen mit Behinderungen, sie sind (noch) keine Wähler und können sich häufig nicht selbst gut äußern.

Wir müssen daher als Fachverbände für Menschen mit Behinderungen immer wieder laut, unbequem und nachhaltig sein, damit die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen nicht untergehen im politischen Diskurs. Auch unterscheiden sich die Behinderungsbilder und die daraus resultierenden Bedarfe zum Teil sehr; pauschale Lösungen und Aussagen sind daher oft nicht zielführend.





Familienentlastung, aber auch zur Bewältigung des oft hohen und kaum durchschaubaren Bürokratieaufwands sind dringend erforderlich.

Auf all das wollen und müssen wir als Fachverbände immer wieder deutlich und laut hinweisen, damit dem sozialpolitisch Rechnung getragen wird.

Wir haben im vergangenen Jahr erleben müssen, dass der AfD-Politiker Björn Höcke im MDR-Sommerinterview Inklusion an Schulen als „Ideologiekonstrukt“ abqualifiziert, von dem man das Bildungssystem „befreien“ müsse, und damit letztlich die aktive Ausgrenzung von Menschen mit Behinderungen gefordert hat. Was ist dem zu entgegen?

Schlichtweg, dass es eine inakzeptable Haltung ist, die aus solchen Äußerungen spricht. Menschen mit Behinderungen haben die gleichen Bedürfnisse wie Menschen ohne Behinderungen, sie haben die gleichen (Grund-)Rechte und ihr Leben hat den gleichen Wert. Die Wortwahl von Herrn Höcke ist entlarvend, denn sie unterscheidet und grenzt aus; wenn ich etwas von jemand »befreien« muss, unterstellt das eine Belastung oder Beschränkung. Diese Haltung und die daraus sprechende Bewertung des Lebens mit Behinderung dürfen wir als Gesellschaft nicht zulassen; als Wohlfahrts- und Fachverbände haben wir uns dazu eindeutig positioniert und werden das auch weiterhin deutlich tun.

Herr Tyrychter, vielen Dank für das Gespräch.

Wichtig ist auch, die Familien von Kindern mit Behinderungen nicht zu übersehen; Geschwister von Kindern mit Behinderungen benötigen besondere Aufmerksamkeit und Angebote, um sich gut entwickeln zu können. Eltern von Kindern mit Behinderungen müssen besser unterstützt werden, um ihre oft sehr kräftezehrende Aufgabe – die deutlich mehr ist als »nur« Erziehung – langfristig durchhalten zu können. Mehr Angebote zur Kurzzeitbetreuung/-pflege und



Wolfgang Tyrychter ist Vorsitzender des Bundesverbandes Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e. V. (CBP)



Das Interview führte **Dr. Thomas Schneider**, Referent für Strategische Kommunikation der Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie e. V.



Jochen Straub

Partnerschaftliche Exerzitien

Seit über 20 Jahren gibt es die partnerschaftlichen Exerzitien im Bistum Limburg. Menschen mit und ohne Behinderungen treffen sich in einem Bildungs- oder Exerzitienhaus und teilen Zeit miteinander. Je nach Kursgruppe dauern die Exerzitien zwei bis fünf Tage.

Zu den partnerschaftlichen Exerzitien kommen die unterschiedlichsten Personen und Zielgruppen: Es gibt sie für den Jugendbereich, für den Erwachsenenbereich und für Senioren. Im Film sehen wir eine Kursgruppe mit Jugendlichen. Sie kommen aus der St. Angela-Schule in Königstein und der Schule im St. Vincenzstift Aulhausen.

Das Ziel der partnerschaftlichen Exerzitien ist es, Menschen in Begegnung miteinander und in Begegnung mit dem Glauben zu bringen. Dazu dienen die Elemente der partnerschaftlichen Exerzitien:

- Ankommen
- Begrüßung und erste Begegnung
- Vertiefung der Begegnung
- Verschiedene inhaltliche Einheiten in Zweiergruppen, Kleingruppen und im Plenum
- Gottesdienst

Die Tage werden begleitet vom Referat Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg sowie Vertreterinnen und Vertretern aus den jeweiligen Schulen. Das multiprofessionelle Team begleitet die Kursgruppe darin, möglichst unbehindert Leben und Glauben zu teilen. Das gilt für die Rahmenbedingungen, wie z. B. das Tagungshaus, und umso mehr für Methoden und Gesprächsangebote.

Die partnerschaftlichen Exerzitien wirken oft über den Kurs hinaus. Menschen aus der Kursgruppe bleiben untereinander in Kontakt und laden einander zu gegenseitigen Besuchen ein.

Alternativ dazu gibt es eine Arbeitshilfe für partnerschaftliche Exerzitien im Alltag. Mit diesem Material können zwei Personen oder Gruppen in Pfarreien partnerschaftliche Exerzitien machen.



Jochen Straub
Seelsorge für Menschen mit Behinderung
im Bistum Limburg



Foto aus dem Video: »Partnerschaftliche Exerzitien«



Foto aus dem Video: »Was ist Dein größter Wunsch für die Zukunft?« – Interview mit zwei Teilnehmerinnen der partnerschaftlichen Exerzitien



Dr. Christoph Beuers

Ein bewusst gewählter Ort

Exklusion und Inklusion haben das Leben der Menschen im Sankt Vincenzstift und im heutigen Einrichtungsverbund immer wieder neu bestimmt. Exklusion meint Ausschluss aus der Gesellschaft. Leben in einer Sonderwelt bis hin zum Verlust des Lebensrechtes. Inklusion meint Teilhabe an der Gesellschaft auf Augenhöhe.

Beim ersten Versuch der Gründung der Einrichtung 1892 war der Plan, im Zentrum einer Kleinstadt des Rheingaus auf einem Gutshof ein pavillonähnliches Wohngebilde zu schaffen. Die Bürgerschaft wehrte sich mit den Argumenten: Der Friedhof der Gemeinde ist zu klein. Die Feuerwehr des Ortes ist schlecht ausgebildet. »Der liberale Geist der Bürger erträgt den Anblick solcher Kreaturen nicht!« Aus Angst vor Beeinträchtigung des Tourismus wurde für einen neuen Standort ein Mindestabstand von fünf Kilometern bis zum nächsten Ort als Bedingung gesetzt. Das Kloster in Aulhausen erklärte sich 1893 bereit, Land für eine Einrichtung abzugeben. Der Gründer der Einrichtung, Matthäus Müller, stammte selbst von dort.

In der NS-Zeit wurden ca. 250 Menschen umgebracht. Der damalige Direktor informierte die El-

tern vor der Schließung der Einrichtung – aber es konnten nur wenige kommen und ihre Kinder retten. Eine Bewohnerin konnte vom Lastwagen springen und entkommen. Die Angst vor Leuten in weißen Kitteln verhinderte eine rechtzeitige OP im hohen Alter. Sie starb dabei.

Exklusion wurde mit voller Härte erlebt. Der erste Mitarbeiter aus Aulhausen erinnert sich noch gut an den morgendlichen Weg zum Arbeitsplatz im Stift. Es war für ihn ein Spießbrutenlauf, trotz der Unterricht erteilenden Lehrkräfte, die nicht Ordensmitglieder waren.

Integrative Vorstellungen gab es seit den 80er Jahren viele. Immer wieder haben gemeinsame Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Beeinträchtigung mit unterschiedlicher Beziehungsdichte stattgefunden. Die Pastoral hatte daran einen wichtigen Anteil. Kommunion-, Firm- und Konfirmandengruppen kamen zu Spielrunden, zu gemeinsamen Kaffeetrinken, manchmal auch mit Übernachtung. Der Bezirk kam immer wieder mit Kindern und Jugendlichen zu gemeinsamen Aktionen. Es gab auch Inklusions- und Erzählcafés für Wanderinnen und Wanderer.

Aktuelle Informationen zum Projekt unter:

<http://www.marienkirche-aulhausen.de/de/information>





der Stadt bei Grünarbeiten. Einige haben bei Special Olympics Medaillen geholt und sind auf Plakaten für die Veranstaltung groß zu sehen. Vereine, vor allem aus Rüdesheim und Geisenheim, nutzen die Chance zu gemeinsamen Aktivitäten.

Inklusiv wurde die Einrichtung mit der Errichtung der inklusiven Schule und der Neugestaltung der Einrichtung als Einrichtungsverbund. Die meisten Personen wohnen nicht mehr in der zentralen Einrichtung des Vincenzparks, sondern im Betreuten Wohnen und nehmen an den Veranstaltungen der Pfarrgemeinden statt. Dazu wurde auch ein Brückenmodell entwickelt, das die Begegnung zwischen Gemeindemitgliedern und den Menschen in den Wohnungen oder kleinen Einrichtungen unterstützt. Zusammen mit dem Kreis wurde eine Fachstelle Inklusion entwickelt, die leider coronabedingt aufgegeben werden musste. Rückschläge gehören zum Inklusionsprozess dazu, aber auch fördernde Rahmenbedingungen.

Heute arbeiten die Menschen mit Beeinträchtigung nicht nur in der Werkstatt, sondern in vielfältigen Berufsfeldern wie einem inklusiv betriebenen Kino für die Region im Nachbarort Geisenheim, in der Restauration im Kloster St. Hildegard, in Betrieben

Auch die Teilhabe am gemeinschaftlichen Leben im Park stellt für einige Menschen schon eine Inklusionserfahrung dar.

Exklusion und Inklusion haben eigene, z. T. sehr leidvolle Gesichter. Sie haben die Sensibilität für einander geschärft, auch was den Umgang mit Grenzüberschreitungen wie Missbrauchs- und Gewaltverletzungen und ihre Bearbeitung angeht.

Der Veranstaltungsort Sankt Vincenzstift in Aulhausen der Josefs-Gesellschafts-Gruppe ist gut gewählt. Denn er zeigt wichtige Stationen auf dem Weg zur Inklusion und macht deutlich, Inklusion ist ein Prozess, der immer neu fortentwickelt wird. Beleg dafür ist die inklusiv gestaltete Marienkirche auf dem Stiftsgelände. Sie gilt ihrer inklusiven Gestaltung wegen als einzigartig in der Welt. Sie fordert Teilhabe auf Augenhöhe ein. In dieser Kirche findet der Eröffnungsgottesdienst der **Woche für das Leben** statt.



Dr. Christoph Beuers Diakon, Seelsorger im Sankt Vincenzstift und Leiter der Fachschule für Sozialwesen, Fachrichtung Heilerziehungspflege, Rüdesheim-Aulhausen, im Ruhestand

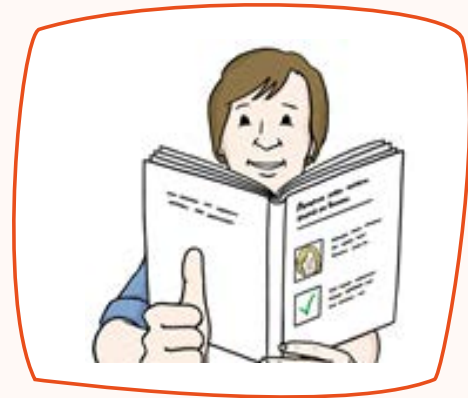
Literatur:

Ein Jahrhundert der Sorge um geistig behinderte Menschen. Bd 1: Franz Kaspar: Die Zeit der Gründungen. Das 19. Jahrhundert. Verband katholischer Einrichtungen für Lern- und Geistigbehinderte e. V. (1980), S. 496 ff.



Sebastian Müller

Leichte Sprache – Ein Schlüssel zu Informationen für alle



Leichte Sprache ist ein Schlüssel zu Informationen für alle, und sie gehört zur barrierefreien Kommunikation, die von der UN-Behindertenrechtskonvention seit 15 Jahren vorgegeben wird. Das Jahr 2024 bietet mit der Europawahl am 9. Juni und der Fußball Europameisterschaft im eigenen Land zwei Großereignisse, zu denen auch in Leichter Sprache informiert werden muss.

In den Staaten, die zur Europäischen Union gehören, leben aktuell etwa 450 Millionen Menschen. Schätzungen gehen davon aus, dass etwa 45 Millionen dieser Menschen durch Leichte Sprache einen guten Zugang zu Informationen bekommen und dass sie die Informationen dadurch auch wirklich verstehen können beziehungsweise deutlich besser verstehen können. Doch was ist Leichte Sprache?

Was ist Leichte Sprache und wem hilft sie?

Leichte Sprache ist ein – leider noch zu oft vernachlässigter – Aspekt von Barrierefreiheit und bildet die Grundlage für eine barrierefreie Kommunikation, die möglichst vielen Menschen zugutekommen soll.

Zur definierten Zielgruppe von Leichter Sprache gehören rund acht Millionen Menschen in Deutschland. Dies entspricht etwa zehn Prozent der Gesamtbevölkerung. Vor allem gehören dazu Menschen mit Lernschwierigkeiten (Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung), Menschen mit funktionalem Analphabetismus sowie Menschen mit Migrationshintergrund, die gerade die

deutsche Sprache erlernen. Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass Leichte Sprache noch vielen weiteren Menschen nützt, da Informationen kurz, kompakt und verständlich aufbereitet werden.

Was sind die Merkmale der Leichten Sprache?

Mittlerweile gibt es verschiedene Regelwerke für Texte in Leichter Sprache. Alle bekannten Regelwerke benennen im Wesentlichen die gleichen Merkmale.

Die wichtigsten davon sind:

- Es müssen kurze Sätze formuliert werden (nur ungefähr zehn Worte pro Satz).
- Jeder Satz darf nur eine Information enthalten.
- Jeder Satz muss in einer neuen Zeile beginnen.
- Die Texte müssen in Schriftgröße 14 geschrieben werden und es muss eine gut lesbare, serifenlose Schriftart verwendet werden. Am häufigsten wird die Schriftart Arial empfohlen.
- Fremdwörter und Fachbegriffe sollen vermieden werden. Ist dies nicht möglich, müssen sie im Text gut erklärt werden.
- Zusammengesetzte Substantive sollen getrennt werden. Hierfür gibt es gegenwärtig zwei akzeptierte Möglichkeiten. Häufiger ist die Trennung mit einem Bindestrich. Es ist aber auch eine Worttrennung mit dem Mediopunkt zulässig (vgl. Beispiel Domführer in Leichter Sprache des Bistums Regensburg).



- Um den Lesefluss zu erleichtern, muss jeder Text in mehrere übersichtliche Absätze unterteilt werden.
- Jeder Text muss eine aussagekräftige Bebilderung erhalten. Hier kann sowohl mit Fotos als auch mit Illustrationen gearbeitet werden. Wichtig dabei ist, dass das Zwei-Sinne-Prinzip eingehalten wird. Exemplarisch ist dieser Artikel mit Illustrationen für Leichte Sprache Texte bebildert. Hierfür gibt es die Vorgabe, dass pro DIN A4 Seite zwei Bilder verwendet werden sollen.
- Das wichtigste Merkmal der Leichten Sprache besteht aber darin, dass jede Übersetzung vor ihrer Veröffentlichung von geschulten Personen aus der Zielgruppe auf Verständlichkeit geprüft werden muss. Dadurch entstehen für Menschen mit Lernschwierigkeiten auch viele Beschäftigungsmöglichkeiten, z. B. in Werkstätten für Menschen mit Behinderung, aber auch Arbeitsplätze auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt können dadurch entstehen.

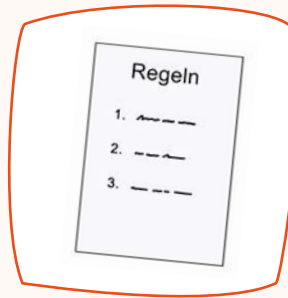


Wie entsteht ein Text in Leichter Sprache?

Die meisten Texte in Leichter Sprache sind Übersetzungen. Das bedeutet, ein Text in Standardsprache dient als Vorlage. Aus diesem Originaltext werden die wesentlichen Inhalte in Leichte Sprache übersetzt. Danach werden geeignete Bilder gesucht und zum Text hinzugefügt. Die Bilder befinden sich meistens rechts des Textes, sie dürfen aber auch links stehen.

Wer übersetzt die Texte in Leichte Sprache?

Um Übersetzerin oder Übersetzer für Leichte Sprache zu werden, muss man an einer mehrtägigen Schulung teilnehmen. Nach erfolgreich abgeschlossener Schulung erhält man ein Zertifikat. Das ist aber erst der Grundstein. Um professionell Texte in Leichte Sprache zu übersetzen, muss man sehr viel üben, um ein Gefühl für die Feinheiten der



Leichten Sprache und für die Perspektive der Zielgruppe zu entwickeln. Denn darin besteht letztendlich die große Herausforderung bei

der Leichten Sprache. Vorwissen in den Bereichen Sonderpädagogik, Inklusion, aber auch Journalismus oder Sprachwissenschaften ist dabei sicher hilfreich, aber kein Muss.

Die Zukunft der Leichten Sprache

Die Leichte Sprache ist ein Themengebiet, das sich stetig weiterentwickelt und verändert. Gründe hierfür sind meiner Meinung nach vermehrte Forschungsprojekte an Hochschulen oder Universitäten, aber auch die Entwicklung von KI-Tools, die den Übersetzungsprozess beschleunigen und verbessern sollen. Es wird in den nächsten fünf Jahren so sein, dass der Mensch nicht vollständig ersetzt werden kann. Die Prüfung auf Verständlichkeit muss weiterhin in menschlicher Hand bleiben und darf nicht einfach von Maschinen übernommen werden. Zum Schluss dieser Ausführungen noch ein kurzes Beispiel aus dem religiösen Bereich. Hier folgt die Erklärung von »Bistum« in Leichter Sprache:

Ein Bistum ist ein Gebiet, das zu einer Kirche gehört.

Der Chef von einem Bistum ist der Bischof.

Bischof ist ein wichtiges Amt in den Kirchen.

Ein Bischof trifft viele Entscheidungen.

In Deutschland gibt es verschiedene Bistümer.

Bistümer gibt es in der katholischen und in der evangelischen Kirche.

In der evangelischen Kirche heißt ein Bistum Landeskirche.



Sebastian Müller

Katholische Jugendfürsorge Regensburg,
Büro für Leichte Sprache

Katholischer Medienpreis 2023

Aus dem Leben einer jungen Frau mit Trisomie 21

Die Deutsche Bischofskonferenz hat am 8. November 2023 im Palais der Kulturbrauerei in Berlin zum 21. Mal den Katholischen Medienpreis zusammen mit der Gesellschaft katholischer Publizistinnen und Publizisten (GKP) und dem Katholischen Medienverband (KM.) verliehen. 195 Beiträge haben an dem Wettbewerb teilgenommen und wurden von einer Jury gesichtet.



Foto aus dem Video der Preisverleihung: Marie im Interview



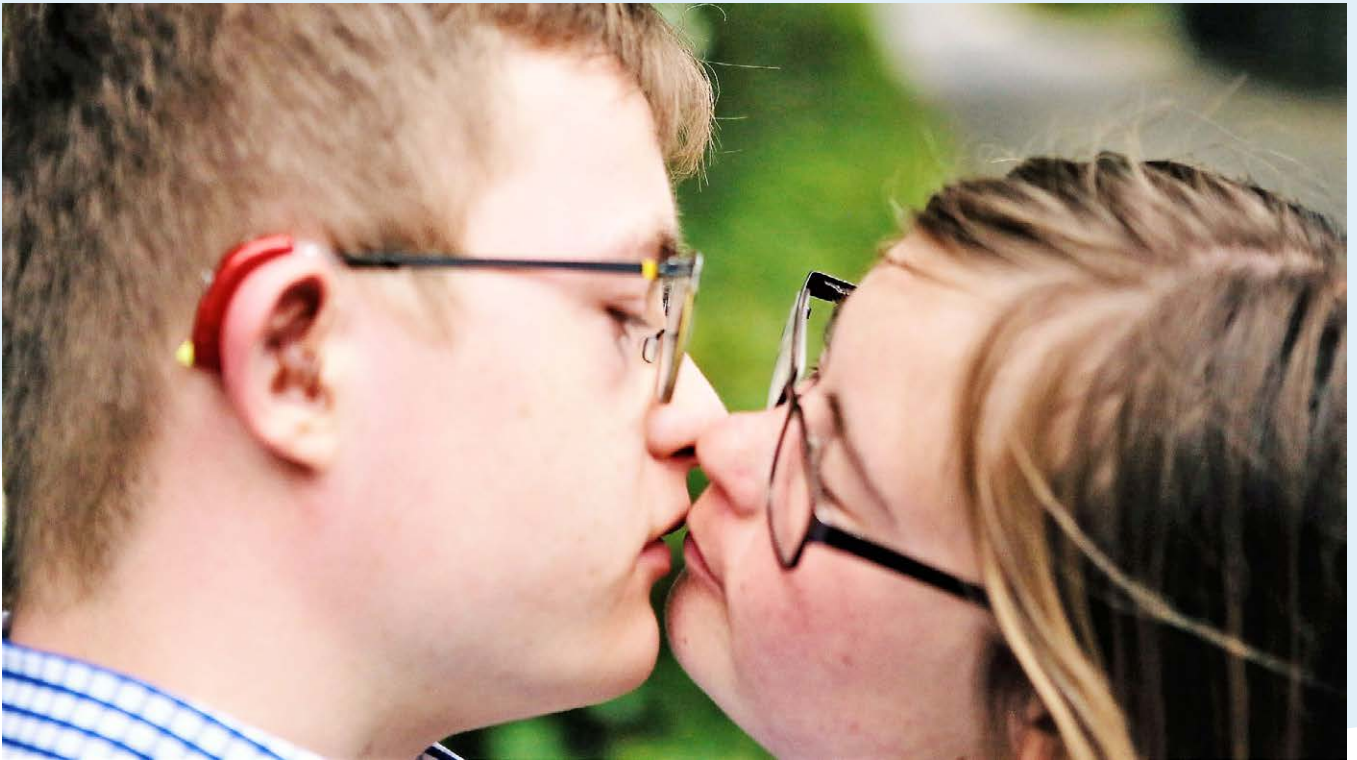


Foto aus dem Film: »Marie will alles – Durchstarten mit Down-Syndrom«

Der WDR-Vierteiler »Marie will alles – Durchstarten mit Down-Syndrom« wurde mit dem Hauptpreis des Katholischen Medienpreises 2023 ausgezeichnet. 14 Jahre lang, von 2008 bis 2022, haben Christoph Goldbeck und Ilka aus der Mark die junge Marie Zilske, ihre Adoptiveltern und ihre ebenfalls adoptierte jüngere Schwester, die auch das Downsyndrom hat, mit der Kamera begleitet. Entstanden ist ein Vierteiler über Maries größten persönlichen Wunsch – ein eigenständiges Leben.

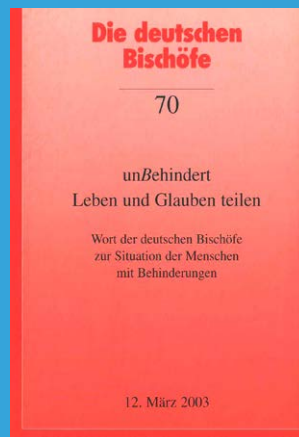
Die junge Frau möchte eine liebevolle Beziehung, eines Tages heiraten und Kinder bekommen, einen Beruf erlernen und ihre erste Wohnung mieten. Marie will so leben wie alle anderen auch. Manche ihrer Wünsche sind in Erfüllung gegangen, andere geplatzt.

In der Serie »Marie will alles – Durchstarten mit Down-Syndrom« erzählt Marie, wie sie um ihr Glück kämpft.

Zur ARD-Mediathek



Publikationen



Videolink



Foto aus dem Video »Für die Menschen mit Behinderungen – Das Video vom Papst«

Woche für
das  Leben
2024